

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	10 (1937-1938)
Heft:	3
Artikel:	Warum nicht Schweizerdeutsch? (I)
Autor:	Guggenbühl, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-852534

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER ERZIEHUNGS-RUNDSCHEIN

ORGAN FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND PRIVATE BILDUNGWESEN DER SCHWEIZ

47. JAHRGANG DER „SCHWEIZERISCHEN PÄDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT“, 31. JAHRGANG DER „SCHULREFORM“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. v. Gonzenbach, Professor der Eidgen. Technischen Hochschule, Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, Erziehungsrat J. Schälin, Menzingen, A. Scherrer, Trogen, Schulinspektor des Kts. Appenzell A.-Rh., Universitäts-Professor Dr. C. Sganzini, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen

ST. GALLEN

JUNIHEFT 1937

NR. 3 X. JAHRGANG

Warum nicht Schweizerdeutsch? (I)

Von Dr. ADOLF GUGGENBÜHL, Zürich.

Vorbemerkung der Redaktion: Wenn man die in letzter Zeit allenthalben sich regenden Initiativen zugunsten des Schweizerdeutschen berücksichtigt, darf man geradezu von einer Wiedergeburt des Schweizerdeutschen reden. Ein ideenreicher Förderer dieser Wiedergeburt, Dr. Adolf Guggenbühl, Mitherausgeber des „Schweizer-Spiegel“, Zürich, veröffentlichte vor kurzer Zeit eine Schrift „Warum nicht Schweizerdeutsch?“ (Schweizer-Spiegel-Verlag, Zürich), die den Fragenkomplex besonders nach der pädagogischen Seite behandelt. Die kleine, ungemein anschauliche und originelle Kampfschrift ging aus einem Vortrag hervor, den Dr. Guggenbühl vor einigen Jahren vor einer pädagogischen Arbeitsgemeinschaft junger Lehrer hielt. Es handelt sich nicht um rein theoretische Erörterungen, sondern zugleich um praktische Vorschläge. Der Verfasser betont, daß es sich bei der Schweizerdeutsch-Aktion nicht um eine geistige Autarkiebewegung handle, die gegen irgendein Land oder einen Kulturreis gerichtet sei, sondern um den Schutz und die Kräftigung alten, lebenswerten, schweizerischen Heimatgutes. Der Austausch geistiger Werte, wie er zwischen der deutschen Schweiz und den Nachbarländern deutscher Sprache seit Jahrhunderten Tradition ist, wird dadurch nicht in Frage gestellt. Dank des besonderen Entgegenkommens Dr. A. Guggenbülls, sind wir in der Lage, einige besonders wichtige Kapitel seiner Schrift in der SER zu veröffentlichen.

L.

Sie sagen „Ja“ und meinen „Nein“.

Vor einiger Zeit besuchte ich eine politische Versammlung, die unter dem Titel „Geistige Landesverteidigung“ angekündigt war. In langen Ausführungen trat der Referent für den stärkern Schutz unserer kulturellen Eigenart ein. Zu den Gütern, die geschützt werden müßten, sagte er, gehöre auch unser Dialekt. Es sei höchst bedauerlich, wie das Schweizerdeutsch immer mehr verwässert werde, wie die Zahl derjenigen Zürcher, die statt „Stäge“ Treppe, statt „Anke“ Butter, statt „Binätsch“ Spinat, statt „Barille“ Aprikosen usw. sagen, immer mehr wachse. Es sei deshalb dringend

nötig, die Mundart wieder mehr zu Ehren zu bringen.

Die Zuhörerschaft klatschte gebührend Beifall. Das Groteske der Situation, das darin lag, daß der wackere Vorkämpfer für unsern Dialekt selbst hochdeutsch sprach, wurde offenbar den meisten nicht bewußt.

Die Anekdote beleuchtet blitzartig die Lage. Seit das Schlagwort von der geistigen Landesverteidigung aufgekommen ist, erfreut sich der Heimschutz in jeder Form, auch der sprachliche, der offiziellen Sympathie. In Tat und Wahrheit fehlt aber gerade denen, die die Botschaft verkünden, meistens der Glaube. Sie selbst betrachten unsere Muttersprache als eine Sprache zweiter Klasse, gut genug, die Kinder zu ermahnen, beim Krämer Kartoffeln zu kaufen. Bei jeder nur einigermaßen feierlichen Gelegenheit bedienen sie sich selbst des Hochdeutschen.

Das Schweizerdeutsch ist zur Alltagssprache herabgesunken, zur Sprache der niederen Sphären. Sobald von etwas „höherem“ die Rede ist, wird hochdeutsch gesprochen.

Wenn in der Ostschweiz eine Gemeinderatssitzung stattfindet, dann werden üblicherweise vorher alle Geschäfte schweizerdeutsch behandelt, aber nur bis zu dem Augenblick, in dem die Sitzung offiziell beginnt. In dem Moment, in dem es heißt: „Meine Herren, ich eröffne unsere heutige Sitzung. Wir schreiten zu Traktandum 1, Protokoll der letzten Gemeinderatssitzung,“ in dem Moment muß das Schweizerdeutsch dem Hochdeutschen weichen.

Zu diesen feierlichen Anlässen, von denen unsere Muttersprache als zweitrangig verbannt wird, gehören merkwürdigerweise nicht zuletzt patriotische Feiern. Professor Max Huber hat seine schöne Rede anlässlich der 600-Jahrfeier der Zünfte Zürichs im

Dialekt gehalten. Er bildet eine Ausnahme. Die überwiegende Anzahl der Festredner würde die Zusage, sich bei einer feierlichen Angelegenheit unserer Muttersprache zu bedienen, mit Entrüstung von sich weisen.

Letztes Jahr wurde in einer vaterländischen Gesellschaft, der ich angehöre, beschlossen, die Augustfeier in besonders würdigem Rahmen durchzuführen. Ich stellte, gewitzigt durch andere Erfahrungen, den Antrag, man solle dem Festredner vorschreiben, schweizerdeutsch zu sprechen. Der Vorschlag wurde mit allen gegen meine Stimme unter den Tisch gewischt. Schweizerdeutsch, hieß es, sei sicher recht und gut, aber der 1. August sei doch eine zu ernste und feierliche Angelegenheit, um Dialekt zu reden. Und so konnte man wieder einmal das bizarre Schauspiel erleben, wie ein Schweizer für das Festhalten an den alten schweizerischen Traditionen eintrat — auf Hochdeutsch.

Die kommende Landesausstellung will vor allem zeigen, was wir auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet Eigenes geleistet haben. Man hofft, daß sie dazu beitrage, unser kulturelles Selbstbewußtsein zu stärken. Ueber dieses schöne patriotische Programm wird heute schon in den verschiedenen Komitees eifrig diskutiert — fast immer auf hochdeutsch. Der Direktor benützt zwar jede Gelegenheit, selbst schweizerdeutsch zu sprechen; aber er hat Mühe, damit durchzudringen. Viele Komitees bestehen darauf, daß hochdeutsch gesprochen wird.

Man wirft den Leitern der Radiostudios oft vor, sie täten zu wenig, um den Dialekt zu pflegen. Die Schuld liegt nicht bei ihnen, sie können nicht gegen den Strom schwimmen. Sie können den Referenten lange vorschlagen schweizerdeutsch zu sprechen, sie finden selten Gegenliebe. Eine Radioansprache ist doch eine feierliche Angelegenheit, Hunderttausende horchen (wenigstens theoretisch) auf die Worte des Mannes am Mikrophon. Da genügt unsere bescheidene Muttersprache nicht mehr, da muß unser Sanskrit, das Schriftdeutsche her!

Besonders befremdend ist in dieser Beziehung das Verhalten vieler Offiziere. Gerade in Kreisen der Armee, dem Zentrum unserer militärischen Landesverteidigung, fehlt vielerorts das Verständnis für die Notwendigkeit der geistigen, insbesondere der sprachlichen Landesverteidigung. Die Manöverkritik wird meistens auf Hochdeutsch gehalten, ja selbst für Ansprachen an die Soldaten wird unsere Muttersprache beiseite gestellt, als ob unsere Vorfahren bei St. Jakob an der Birs, bei Murten, bei Novarra hochdeutsch gesprochen hätten! Man ist vom Reichsdeutschen so hypnotisiert, daß man gar nicht merkt, wie viele Mißverständnisse durch den unangebrachten Gebrauch dieser Fremdsprache entstehen. Obschon die hochdeutschen Schildwachbefehle vielen Soldaten einfach nicht in den Kopf hinein wollen, und zu den merkwürdigsten Irrtü-

mern Anlaß geben, werden sie nicht durch die leichter verständliche schweizerdeutsche Fassung ersetzt. So kommt es, daß das Aufsagen des Schildwachbefehls oft in eine unwürdige Sprachübung ausartet, wobei der Offizier die Rolle des Deutschlehrers übernimmt.

Ich habe einmal beobachtet, wie sich ein Zugführer Stundenlang mit einem Bauernknecht abplagte, weil dieser auf jedes Kommando mit „Zu Befehl Herr Lüttenant“ und nicht, wie vorgeschrieben, mit „Zu Befehl, Herr Leutnant“ reagierte. Man ist dermaßen von der Ueberlegenheit des Hochdeutschen überzeugt, daß man glaubt, sogar die allzu kurze Ausbildungszeit unserer Rekrutenschulen benützen zu müssen, die Soldaten den richtigen Gebrauch des Reichsdeutschen zu lehren.

In Herisau hörte ich kürzlich folgende wahre Anekdoten: Ein Bataillonskommandant forderte anlässlich eines Wiederholungskurses einen Appenzeller Füsiler auf, den sprachlich besonders komplizierten Schildwachbefehl aufzusagen, worauf dieser die zwar unmilitärische, aber witzige Antwort gab: „Fröged Sie dä Füsiler Buume, där ischt Lehrer, där cha'ne guet ufsäge, i wäß-e zwor au, aber i chane nöd säge.“

Natürlich gibt es auch in der Armee viele leitende Köpfe, welche sich bewußt für unser Schweizerdeutsch einsetzen, leider machen sie nicht in genügendem Maße Schule.

Der Chef des eidgenössischen Militärdepartementes, Bundesrat Minger, spricht verhältnismäßig oft Schweizerdeutsch. Er hat einmal auf eine Rundfrage, welche der „Schweizer Spiegel“ im August 1933 erließ, folgendes geschrieben: „In einer gemischten Versammlung von Deutsch- und Welschschweizern ist die Anwendung der schriftdeutschen Sprache ein Gebot der Höflichkeit. Aus diesem Grunde erscheint mir die schweizerdeutsche Sprache in den eidgenössischen Räten ohne weiteres als ausgeschlossen. In allen andern Fällen aber gebe ich dem Schweizerdeutsch den Vorzug. Für mich hat mein Berndeutsch etwas Heimeliges und Warmes, und es erleichtert mir bei Referaten die Herstellung des Kontaktes mit den Zuhörern.“

Im Kanton Bern ist übrigens der schweizerdeutsche Dialekt die offizielle Sprache der Regierung und des Großen Rates, und die Berner sind stolz auf diese Tradition. Jeder Berner wird sich hüten, in einer öffentlichen Versammlung seines Kantons anders als berndeutsch zu sprechen.

Weshalb in der Ostschweiz das Schweizerdeutsch in Versammlungen und Konferenzen verpönt ist, bleibt auch mir ein Rätsel.“

Auch Oberstdivisionär Bircher, der Präsident der Schweiz. Offiziersgesellschaft, plädierte anlässlich der gleichen Rundfrage für den Gebrauch des Schweizerdeutschen im Militär. „Sobald ich bei der Truppe bin, bediene ich mich selbstverständlich nur

des Dialektes, dagegen würde es kaum angehen, die Kommandos im Dialekt zu geben. Auch Besprechungen unter Offizieren mache ich meist im Dialekt, obschon ich einmal auf höheren Befehl veranlaßt wurde, hochdeutsch zu reden.“

Es ist tatsächlich schon hie und da vorgekommen, daß den Offizieren und sogar den Unteroffizieren nahe gelegt wurde, sich ausschließlich des Hochdeutschen zu bedienen, „um Distanz von der Mannschaft“ zu schaffen.

Ein höherer Offizier erzählte mir folgende Geschichte: Er hatte als Regimentskommandant bei den Manövern sehr gut abgeschnitten und dafür einige schmeichelhafte Worte zu hören bekommen. Er sollte nun das Regiment in die Kantonemente zurückführen und gab bei diesem Anlaß den Befehl: „Seck ufnäh“. Aber da kam er schlecht an: „Herr Oberst“, fauchte ihn der betreffende Vorgesetzte an, „nun haben Sie den ganzen guten Eindruck wieder verdorben. Wissen Sie nicht, daß das Kommando heißt „Säcke aufnehmen“, nicht „Seck ufnäh“!“

Bei der allgemein verbreiteten Einstellung, die im Schweizerdeutschen eine Sprache zweiter Klasse sieht, muß man sich nicht verwundern, daß auch das Dialekt-Theater durchschnittlich auf einer entsprechenden Stufe steht. Gewiß, es gibt in unserem Lande nicht wenige, die das literarisch wertvolle Dialektstück pflegen, die wissen, daß, wie Otto von Greyerz einmal im Schweizer Spiegel schrieb: „die Mundartbühne vor keiner noch so hohen Aufgabe zurückzuschrecken braucht, die sich ihr aus der Tragik des Einzelschicksals und dem geistigen Suchen und Ringen unseres Volkes zudrängt.“

Für die allermeisten aber ist unsere Muttersprache für die derbstesten Possen gerade gut genug. Träger von komischen Rollen dürfen selbstverständlich schweizerdeutsch sprechen, das höhere Theater aber muß sich des Schriftdeutschen bedienen, auf dem Lande wie in der Stadt. Dialektschauspieler mit großem Publikumserfolg sind fast ausnahmslos Komiker.

Seit einigen Jahren hat der schweizerdeutsche Film Einzug gehalten. Bezeichnenderweise war das Schweizerdeutsche wieder gerade gut genug, um allerderbste Situationskomik zu untermaalen. Wenn einer jener Bühnentrottel auftaucht, denen ein rotes Schnuptuch aus dem Hosensack heraußhängt, die gleich beim Betreten der Bühne auf den Hintern fallen, die in ihrer Tollpatschigkeit nicht wissen, wie man eine Straße überquert, und die schließlich in angeheitertem Zustand gröhrend mit Schuhen und Regenschirm ins Bett gehen, dann findet man, muß selbstverständlich schweizerdeutsch gesprochen werden. Die Mehrzahl dieser schweizerdeutschen Filme schlägt unserer nationalen Würde derart ins Gesicht, daß ein Volk mit größerer Selbstachtung mit einem Entrüstungssturm reagieren würde. Wir aber haben diese beleidigenden Elaborate ruhig hin-

genommen, genau wie wir uns einen Tingeltangel-artisten vom verdorbenen Geschmack eines Fredy Scheim als Darsteller schweizerischen Typus gefallen lassen und diesen Entheiliger unserer Muttersprache mit Applaus statt mit faulen Eiern überschütten.

Zusammengefaßt: Die Situation ist heute so, daß die meisten das Schweizerdeutsch als eine Sprache zweiter Klasse betrachten. Solange aber diese Einstellung vorherrscht, ist es ganz selbstverständlich, daß der Dialekt immer mehr zurückgeht. So wie die als feiner betrachtete städtische Kleidung allmählich auch von der Landbevölkerung übernommen wird, so verdrängt die als „höher stehend“ betrachtete Sprache die „niedriger“ stehende. Es ist verlorene Mühe, wenn die kulturell, wirtschaftlich und politisch führenden Schichten unseres Landes dem Volke sprachlichen Heimatschutz empfehlen, selbst aber bei jeder Gelegenheit ihre Mißachtung des zu schützenden Gutes demonstrieren.

Schweizerdeutsch und Schule.

Eine Wiedergeburt des Schweizerdeutschen ist unmöglich, wenn die Schule nicht hilft. Was diese betrifft, so wären zwei Forderungen zu stellen:

1. Es sollen nicht, wie das jetzt geschieht, sämtliche Fächer für den Hochdeutschunterricht missbraucht werden.
2. Dem Schweizerdeutschen ist im Deutschunterricht mindestens eine Stunde pro Woche bis zur Maturität einzuräumen.

In den meisten Kantonen pflegt jetzt von der zweiten oder dritten Primarklasse an, anstelle des Schweizerdeutschen das Hochdeutsch zu treten; von der vierten Klasse an wird der Unterricht fast ausschließlich in Hochdeutsch erteilt. Man hat sich bis jetzt viel zu wenig Rechenschaft darüber gegeben, welch verheerende Folgen diese Praxis für unser ganzes Geistesleben hatte. Wir müssen uns einmal darüber klar werden: dadurch, daß wir üblicherweise fast unser ganzes Bildungsgut in einer fremden Sprache aufnehmen, wird dieses von Vielen zeitlebens nicht richtig assimiliert. Es ist schon vielen Beobachtern aufgefallen, wie wenig unser Geistesleben in der Tiefe unseres Volkes verankert ist. Bildung ist für viele Menschen etwas, das keine organische Verbindung mit ihrem Alltagsleben hat, ist etwas, das man wie einen Zylinder nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht, etwas, das in einer separaten Schublade liegt, die nur bei besonderen Anlässen geöffnet wird. Man weiß alles mögliche über Literatur, über Kunst, über Geographie, aber alle diese Kenntnisse bleiben für die meisten Menschen irgendwie beziehungslose Fremdkörper.

Wenn man der Schule den Vorwurf macht, sie habe keine Beziehung zu dem praktischen Leben, so ist wohl auch dieses Phänomen damit gemeint. Es ist ja erstaunlich, wie rasch ein großer Teil des

Gelernten wieder vergessen wird, es bleibt nach einigen Jahren nur ein bescheidener Bruchteil zurück. Ein Hauptgrund dieser Erscheinung liegt darin, daß der gesamte Unterricht in einer Fremdsprache, eben dem Hochdeutschen, erteilt wird, und zwar bevor diese Sprache beherrscht wird.

Ein Beispiel: In der Primarschule behandelten wir in der fünften Klasse den „Sperling“. An den Wänden hingen Bilder des Sperlings. Stundenlang sprachen wir von diesem Vogel. Wir machten auch einen Aufsatz über ihn. Er fing so an: „Der Sperling ist der Gassenbube unter den Vögeln“. Und nun kommt das Merkwürdige. So unglaublich es scheint: keinem einzigen von uns kam es in den Sinn, daß der Sperling mit dem Spatz identisch sei. Der Schulspatz war ein Wesen für sich. Wir alle kannten den Spatz, er war uns von klein auf vertraut. Wir hatten ihm stundenlang zugeschaut. Er war das erste Lebewesen, das wir tot sahen, das uns das Erlebnis des Todes nahebrachte. Aber zwischen ihm und dem Schulspatz bestand keine Verbindung. Das waren einfach zwei ganz verschiedene Tiere.

Der Schulspatz treibt sein Wesen in allen Klassen, auch an den Mittel- und an den Hochschulen.

Wir sprachen in der Primarschule von Freunden. Wir machten lange Aufsätze über Freundschaft. Aber nie wäre es uns in den Sinn gekommen, unsere Kameraden, unsere Bubenfreunde mit diesen hochdeutschen Sprichwortfreunden irgendwie in Verbindung zu setzen. Beim hochdeutschen Wort „Freund“ stellten sich von vornherein ganz andere Assoziationen ein, vor allem unverdaute Sentenzen. Die hochdeutschen „Freunde“ waren die, von denen in der Not hundert auf ein Lot gehen. Beim schweizerdeutschen Wort „Fründ“ aber dachten wir an unsere wirklichen Bubenfreunde, an den „Heiri“ und den „Schaggi“ und den „Miggel“.

Es wäre ein interessantes Thema für eine pädagogische Dissertation, einmal zu untersuchen, in welch ungeheurem Maße das Bildungsgut, das uns in einer Fremdsprache vermittelt wird, unassimiliert bleibt. Dinge, mit denen sich die Schule jeden Tag beschäftigt, bleiben absolut unverstanden.

Hunderte von Kinderwitzen verdanken dieser Tat sache ihre Entstehung. Daß die meisten Schüler beim Lied von der goldenen Abendsonne bei der Stelle: „Nie kann ohne Wonne“, „Nie Kanone Wonne“ singen und dabei an eine Kanone denken, wird jeder Lehrer bestätigen können.

Ebenso häufig kommt es vor, daß kleine Kinder immer wieder die „gnadenbringende Weihnachtszeit“ durch die „Knaben bringende Weihnachtszeit“ ersetzen.

Ein Drittklässler aus dem Kanton Glarus sang statt „Holder Knabe im lockigen Haar“ „Hohl, der Knabe im lockigen Haar“, offenbar in der Meinung, es handle sich hier um die Geburt eines jungen Herrn

Hohl. „Himmlische Heere jauchzen Dir Ehre“ heißt es in der zweiten Strophe von „O du fröhliche“. „Himmlische Herren jauchzen durch Röhren“ sangen nach Beobachtungen einer Primarlehrerin die Zehnjährigen.

In einer andern Klasse wurde das Lied „Frühling kommt mit Sang und Schall“ von den Kindern besonders gern gesungen. Eines Tages fiel es der Lehrerin ein, zu fragen: Was heißt das eigentlich, „Frühling kommt mit Sang und Schall“? Allgemeines Stillschweigen. Endlich meldet sich das Geschickteste von der Klasse: „Der Frühling kommt im Frühling, er singt und hat einen Schal um die Schultern.“

Im grammatischen Teil unseres Primarschulbuches fand sich der Satz: „Wir werfen die Brust dem Feinde keck und kühn entgegen“. Wer wirft entgegen? Wir. Wen oder was werfen wir entgegen? Die Brust. Wem werfen wir entgegen? Dem Feind. Wie werfen wir entgegen? Keck und kühn.

Ich machte, wie meine Kameraden, die entsprechenden Bestimmungsübungen, ohne mir überhaupt etwas über den Sinn des Satzes zu denken, bis ich dann einmal in den Ferien an einem Sonntagmorgen sah, wie ein Bauernknecht eine gestärkte Hemdenbrust mit Schnüren auf dem bloßen Leib befestigte. Jetzt ging mir plötzlich ein Licht auf. Ich glaubte, den merkwürdigen Satz nun verstanden zu haben. Ich stellte mir vor, die alten Eidgenossen hätten bei ihren Schlachten solche Hemdenbrüste getragen, diese dann vor der Schlacht ausgezogen und dem Feind entgegengeworfen, um ihn zu erschrecken.

Es ist keine Frage, der Lehrerfolg wäre viel größer, wenn nicht alle Handelsfächer dem Phantom des Hochdeutschunterrichtes geopfert würden.

Ein mir befreundeter Lehrer, der 15—18jährige Lehrlinge in Handelsfächern unterrichtet, hat den Versuch gemacht, sich während eines Jahres in vermehrtem Maße des Schweizerdeutschen zu bedienen. Nach der Schlußprüfung fragte er die jungen Leute, was sie von der neuen Methode hielten. Die übereinstimmende Antwort lautete: „Es war alles viel leichter verständlich“.

Fast jedes Fach, Mathematik und Physik inbegriffen, würde leichter verstanden, wenn es in der Muttersprache statt in einer Fremdsprache erteilt würde.

Es ist eigentlich erstaunlich, daß sich die Fachlehrer nicht dagegen wehren, daß ihr Fach beständig zum Deutschunterricht missbraucht wird.

Das jetzige Vorgehen hat außerdem den Nachteil, daß es zu einer falschen Einschätzung der Schüler führt.

Ich erinnere mich an einen Fall, daß im Naturkundeunterricht in der Primarschule der Hase behandelt wurde; nur hieß er natürlich nicht Hase,

sondern „Meister Lampe“. Die meisten Kinder dieser Stadtschule hatten überhaupt noch nie einen Hasen gesehen. Sie wußten von dem Tier ungefähr so viel oder so wenig, wie von einem Löwen oder einem Nilpferd. Das hinderte sie aber nicht, in dem gewünschten Stil die schönsten Aufsätze über Meister Lampe zu Papier zu bringen.

In der gleichen Klasse befand sich der Sohn eines Jägers, ein etwas ungeschlachter, aber intelligenter Bursche. Er hatte seinen Vater oft auf die Jagd begleitet und wußte über das Leben und Treiben des Hasen wahrscheinlich mehr, als der Lehrer selbst. Kam er deshalb in der Hasenkunde nun etwa am besten weg? Durchaus nicht. Er war der Dummste. Es gelang ihm einfach nicht, die gefühlsmäßige Verbindung zwischen seinen Kenntnissen und dem in einer ihm fernen Fremdsprache erklärt Schulhasen herzustellen.

In einer halb städtischen, halb ländlichen Vorortgemeinde war ich Zeuge folgenden Schulgesprächs. Behandelt wurde „Der Landmann“.

Lehrer: „Was macht der Landmann im Lenz? Nun Fritz, Du bist ja der Sohn eines Landmannes, antworte!“ Der Bube, dessen Vater Bauer war, blieb die Antwort schuldig, es kam ihm beim besten Willen nichts in den Sinn. Sicher wußte er auf irgendeine abstrakte Art, daß ein Landmann ein Bauer ist, und daß sein Vater Landmann war, aber der Begriff war ihm so fremd, daß er keine gefühlsmäßige Assoziation auslöste.

Prompt erhob sich danni das Töchterchen eines israelitischen Reisenden und gab ohne Zögern die gewünschte Antwort: „Der Landmann bearbeitet im Lenz den Acker“.

Ich meine durchaus nicht, man sollte so weit gehen und nun bis zur Maturität sämtliche Fächer im Dialekt behandeln. Der Dialekt sollte aber in den ersten drei Primarschulklassen überragend vorherrschen und auch später immer wieder herangezogen werden und nicht vollständig verschwinden, wie das z. B. in den Gymnasien geschieht.

Es ist einfach Unsinn, wenn z. B. die Heimatkunde in einer Fremdsprache erteilt wird. Auch die Schweizergeschichte würde viel leichter verständlich, wenn sie in unserer Muttersprache erteilt würde. Lehrer, die z. B. versucht haben, die Entstehung der Eidgenossenschaft auf schweizerdeutsch zu erzählen und in den Unterricht einige Proben aus alten schweizerischen Chroniken eingeflochten haben, bestätigen mir, daß sie selbst erstaunt gewesen seien über die nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz erfassende Wirkung ihres Unterrichtes.

Gewisse Fächer, wie der Religionsunterricht, sollten ausschließlich schweizerdeutsch erteilt werden. Daß der Religionsunterricht dazu herhalten soll, Sprachstudien zu treiben, widerspricht dem Wesen dieses Faches, das ja viel mehr als ein Schulfach ist.

Es gibt in Zürich Primarlehrer, welche sogar in Spielkursen, auf Wanderungen, ja überall außerhalb des Unterrichtes mit den Schülern prinzipiell nur hochdeutsch sprechen. Es ist unnötig, zu sagen, daß sie dadurch eine undurchdringliche Glaswand zwischen sich und ihren Zöglingen aufrichten und ganz unnötigerweise den Segen, den jeder persönlich menschliche Kontakt zwischen Lehrer und Schüler hat, verunmöglichen.

Und nun die zweite Forderung: Im eigentlichen Deutschunterricht muß selbstverständlich hochdeutsch gesprochen werden. Mindestens eine Stunde pro Woche (in den unteren Stufen mehr) ist aber ausschließlich der Pflege des Schweizerdeutsch zu widmen, und zwar bis zur Maturität. Es genügt nicht, daß der Dialekt im Elternhause gepflegt wird, auch die Schule muß das ihrige beitragen. Das verbreitete Vorurteil, das Schweizerdeutsch eigne sich nicht für sogenannte höhere Sphären, kommt vor allem daher, weil wir es nie für solche Zwecke benützen. Wir lernen nur auf Hochdeutsch über kompliziertere Dinge schreiben und reden. Infolgedessen entsteht der Eindruck, das Schweizerdeutsch sei eigentlich eine infantile Sprache, und da wir es nur für den Alltag verwenden, wird es mit der Zeit zu dem, für was wir es halten. Der typische Circulus Vitiosus.

Man stelle sich einmal vor, zwei Geschwister würden bis zu ihrem siebenten Lebensjahr in Frankreich aufwachsen, dann nach England übersiedeln, sie würden nie mehr Französisch hören, untereinander aber noch diese Sprache sprechen. Ganz bestimmt bekämen diese Kinder den Eindruck, Französisch sei eigentlich eine primitive Sprache, komplizierte Dinge ließen sich nur auf Englisch ausdrücken. Aehnlich ist heute unsere Lage inbezug auf das Schweizerdeutsch.

Auf Schweizerdeutsch läßt sich alles ausdrücken, jedes lyrische Gefühl, jeder philosophische Gedanke. Aber natürlich nur dann, wenn man die Sprache beherrscht. Das kommt aber nicht von selbst, in keiner Sprache. Wie soll der Anwalt fähig sein, auf schweizerdeutsch zu plädieren, der Pfarrer auf schweizerdeutsch zu predigen, wenn es ihm an jeder Ausbildung fehlt! Die Lehrer geben sich eine unheimliche Mühe, die deutsche Aussprache ihrer Schüler zu korrigieren, aber sie denken nicht daran, darauf zu achten, daß der Dialekt richtig ausgesprochen wird.

Was wird in der Schule nicht alles getan, um den hochdeutschen Wortschatz der Schüler zu vermehren! Aber wer sorgt dafür, daß der viel zu kleine schweizerdeutsche Wortschatz eine entsprechende Bereicherung erfährt? Es ist nicht einzusehen, warum dies nicht möglich sein sollte, und zwar am besten durch die Lektüre von Dialektschriftstellern und nachherige Anwendung träger schweizerdeut-

scher Ausdrücke, ähnlich wie dies in andern Sprachen geschieht.

Das Schweizerdeutsche ist heute eine rudimentäre Sprache. Das liegt nicht an der Sprache, das liegt an uns. Wir kennen noch sehr viele Wendungen, welche die Gefühle des Alltags ausdrücken, es fehlt uns z. B. nicht an einer ausgezeichneten Auswahl von Worten, um ein unartiges Kind zu charakterisieren, aber wenn es in die Sphären der Religion oder der Poesie oder der Vaterlandsliebe geht, ist unser Dialekt-Sprachschatz bedenklich zusammengeschrumpft.

Wir können auf schweizerdeutsch nicht einmal ein Hoch auf unser Vaterland ausbringen. Wir sind gezwungen, im Französischen eine Anleihe zu machen und „Vive la Suisse“ zu rufen.

Man glaube doch nicht, daß es den Schweizern im Mittelalter an Worten gefehlt habe, um selbst in großen Momenten des Lebens für ihr Hochgefühl angemessenen Ausdruck zu finden.

Jede Sprache hat ihre tiefsten Wurzeln in der Poesie und in der Religion. Eine Sprache, die nur noch für den Werktag zu verwenden ist, verdarbt und stirbt nach einiger Zeit ab. Entweder, das Schweizerdeutsch erhebt sich wieder vom Rang einer Küchensprache zu dem einer richtigen Sprache, in der man alles sagen kann, oder es geht zugrunde. Daß man wirklich alles sagen kann, zeigt wieder einmal ein Büchlein, das kürzlich herausgekommen ist: Der Berner Lehrer Johann Howald hat das Evangelium Lukas mit sehr gutem Erfolg ins Berndeutsche übersetzt.

Wir haben eine große, schweizerdeutsche Dichtung, sie ist leider viel zu wenig bekannt. Sie wäre noch viel bedeutender, wenn das Publikum den Dialektschriftstellern nicht den jetzigen passiven Widerstand entgegenbrächte.

Es ist wahr, im großen Sinn sprachschöpferisch wirken nur die ganz großen Dichter, und diese kann man nur herbeiwünschen, aber nicht herbeizwingen. Aber zwischen dem Auftauchen von Dichtern und der Bereitschaft des Volkes, ihnen einen fruchtbaren Boden zu bieten, besteht eine geheimnisvolle Wechselbeziehung.

Daß wir gegenwärtig Mühe haben, im Dialekt Geschriebenes zu lesen, ist selbstverständlich. Es mangelt uns einfach die Uebung.

Daneben fehlt es an einer einigermaßen einheitlichen Orthographie. Die Bestrebungen, die gegenwärtig unter dem Patronat der Neuen Helvetischen Gesellschaft, unter der Leitung eines Vorkämpfers für die Mundart, Professor Dieth's, im Gange sind, diese zu schaffen, sind deshalb außerordentlich zu begrüßen.

Bekanntlich spricht man bei uns nicht nur 22, sondern viele hundert Dialekte. Welcher soll nun gelehrt werden? Es ergeben sich aus diesem Um-

stand allerlei Schwierigkeiten, die aber praktisch durchaus nicht unüberwindlich sind.

Selbstverständlich muß der Ortsdialekt für den Unterricht maßgebend sein. Nun ist es zweifellos nachteilig, wenn der Lehrer aus irgend einem Grund gerade diesen Ortsdialekt nicht richtig beherrscht. Daß aber deswegen der Mundartunterricht überhaupt unmöglich sei, davon ist keine Rede. Bei gutem Willen und richtiger Anwendung des Arbeitsprinzipes ist es ganz gut denkbar, daß z. B. ein gebürtiger Basler seinen zürcherischen Schülern Unterricht im Zürcher Dialekt erteilt. Es sind immer genügend Schüler vorhanden, die im Ortsdialekt so sattelfest sind, und so viel Sprachgefühl besitzen, daß sie dem Lehrer helfend zur Seite stehen können.

Ebenso ist es durchaus möglich, daß im Elternhaus ein anderer Dialekt als in der Schule gepflegt wird. Die Erfahrung zeigt, daß Kinder wohl imstande sind, zwei oder noch mehr Mundarten gleichzeitig zu sprechen, ohne sie miteinander zu vermischen. Ich erinnere an den häufig vorkommenden Fall, daß Kinder deutscher Eltern drei verschiedene Sprachen sprechen: zu Hause richtiges korrektes Hochdeutsch, mit ihren Kameraden richtiges Schweizerdeutsch und in der Schule Schriftdeutsch mit schweizerischem Akzent.

Im übrigen sind die Dialekte, gerade weil es sich hier nicht um tote, sondern um lebendige Sprachen handelt, selbstverständlich ständigen Veränderungen unterworfen. Sie verändern sich fortwährend, schleifen sich aneinander ab, lebensfähige Dialekte, wie das Berndeutsche, gewinnen Boden auf Kosten solcher, die weniger vital sind; ständig werden neue Worte gebildet und alte fallen in Vergessenheit. Es handelt sich hier um eine natürliche Entwicklung, die durchaus nichts Beängstigendes an sich hat.

Viel weniger wichtig als die Erhaltung alter, ist die ständige Schaffung neuer Ausdrücke. Die produktive Kraft der Jugend ist in dieser Beziehung erstaunlich. Die Bubensprache schafft immer neue treffende Worte, von denen einige in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen.

Eine reine Sprache zu fordern, ist deshalb ein Widerspruch in sich und es ist kein Zufall, daß sich gerade die grimmigsten Feinde unserer Muttersprache hinter dieses Reinheitsgebot verschanzen. Ueberall tauchen diese verkappten Miesmacher auf, die verkünden: „Ich bin auch für den Dialekt, aber wenn schon Dialekt gesprochen wird, dann soll er richtig gesprochen werden, und das können wir ja alle nicht mehr, und deshalb wollen wir lieber darauf verzichten.“

Die Devise „Alles oder Nichts“ ist ein nihilistischer Wahlspruch, welcher in diesem Gebiete wie in andern Gebieten jede praktische Arbeit unmöglich macht. Wenn sich jemand entschlossen hat,

von nun an auch bei Vorträgen schweizerdeutsch zu sprechen, und er hat am Anfang Mühe, und gegen seinen Willen schleichen sich immer wieder schriftdeutsche Ausdrücke ein, so ist es grundfalsch, ihm diese Fehler vorzuhalten und ihm zuzurufen: „Sehen Sie, Sie machen Propaganda für Schweizerdeutsch und sind selber nicht einmal imstande, es richtig zu sprechen.“

Es hat mir einmal ein Diskussionsredner in einem Vortrag über dieses Thema vorgeworfen, es sei ihm aufgefallen, daß ich mehrere Male das Wort „kompliziert“ gebraucht habe. Das sei doch nun bei Gott ein Fremdwort und deshalb kein richtiger schweizerdeutscher Ausdruck. Ich glaube, daß dieser Auffassung ein Mißverständnis zugrunde liegt. Die Sprachreinigung hat, soweit sie das Hochdeutsche betrifft, sicher ihre Berechtigung, wenigstens solange sie sich in vernünftigen Grenzen hält, und nicht schon lange eingebürgerte Worte wie Lexikon in „Allbuch“ oder Temperatur in „Warmheit“ verdeutschen will. Aber im Schweizerdeutschen ist die Sachlage etwas anders. Die Staatsidee der

Schweiz liegt nicht im Blut und Boden, wir sind im Gegenteil stolz darauf, zu unsren Miteidgenossen italienisch, französisch und romanisch sprechende zu zählen. Wir dulden nicht nur, daß Minoritäten eine andere Sprache sprechen, wir freuen uns geradezu darüber.

Wenn verschiedene Dialekte eine ganze Anzahl französischer Worte aufgenommen haben, so bedeutet dies gewissermaßen eine Geste der Sympathie für unsere welschen Miteidgenossen. Wir dokumentieren dadurch, daß wir nicht Deutsche sind, daß wir, obschon wir selber zum deutschen Kulturkreis gehören, uns trotz unserer anderen Sprache dem romanischen Wesen verbunden fühlen. Wenn wir unsere Einkäufe im „Comestible“ und nicht im Grünzeuggeschäft machen, einen „Dessert“ und nicht einen Nachtisch verspeisen, uns mit „Adieu“ und nicht mit „Guten Tach“ verabschieden, so ist es nicht mangelndes Sprachgefühl, das uns veranlaßt, solche undeutsche Ausdrücke beizubehalten und dafür einzustehen, sondern das Gefühl herzlicher Verbundenheit mit unseren Confédérés.

(Schlußteil folgt im Juliheft.)

Schränken und offene Wege bei der Psychopathenerziehung (II).

(Vortrag, gehalten am Fortbildungskurs für Heimleiter des Schweiz. Verbandes für Schwererziehbare in Thun, November 1936)

Von HANS ZULLIGER, Ittigen (Bern).

II. Darstellung eines Falles von Psychopathie und der pädagogischen Maßnahmen zur „Heilung“.

Psychopathische Kinder und Jugendliche, die ich persönlich beobachtet habe, sind mir von Eltern oder Behörden in die Erziehungshilfe gebracht worden. Eine ganze Reihe schwierigerer Fälle habe ich im Verlaufe von vielen Jahren für längere Zeiten in meine Familie aufgenommen. Ich füge gleich hier bei, daß mich die Erfahrung gelehrt hat, Kinder nur dann aufzunehmen, wenn sie im Minimum drei Jahre bei mir bleiben können.

In meinem Buche „Schwierige Schüler“⁴⁾ habe ich über meine Erfahrungen und Beobachtungen an solchen Kindern Bericht erstattet. Viele von ihnen waren Psychopathen. Was im Buche insbesondere über die Technik und Handhabung der Uebertragung, vom Einbezug des RORSCHACH'schen psychodiagnostischen Versuchs⁵⁾ zur Diagnosen- und Prognosenstellung und von der Beziehung zwischen Gemeinschaft und Führer gesagt ist, hat für die Erziehung der Psychopathen ebenso Gültigkeit, wie für die kindlichen Neurotiker und die andern Kategorien von Schwererziehbaren.

⁴⁾ Verlag H. Huber, Bern, 1935.

⁵⁾ Dr. H. Rorschach, „Psychodiagnostik“, ebenda.

Die Darstellung einzelner Fälle, die Problematik und die theoretischen Ausführungen in meinem Buche will ich hier nicht zusammenfassen. Vielmehr will ich jetzt die Erziehung eines ca. 13jährigen psychopathischen Buben schildern, der während drei Jahren in meinem Hause weilte. Das Beispiel, scheint mir, sei in mancherlei Beziehung instruktiv und sei darum wert, daß näher darauf eingegangen wird.

Jerôme war ungefähr 11 Jahre alt, als ihn seine Eltern bei mir unterbrachten. Er ist das mittlere Kind einer gutgestellten Fabrikantenfamilie, und er hat einen um 5 Jahre älteren Bruder und ein Schwesternchen, das 4 Jahre jünger ist. Sowohl Vater als Mutter entstammen alten Geschlechtern und weisen gewisse Sonderbarkeiten auf. Doch sind sie ihretwillen nicht lebens- oder gesellschaftsunfähig. Der ältere Bruder sei ein braves Kind, ein fleißiger Schüler mit mittlerer Begabung, wurde mir berichtet. An ihm hätte man nie etwas Absonderliches beobachten können, ebensowenig wie am Schwesternchen Jerômes. Beide schienen ziemlich normal zu sein.

Jerôme wurde unter schweren Umständen geboren (Zangeneingriff), und in seiner Frühkindheit war er einmal so bös gefallen, daß die Aerzte eine Gehirnerschütterung feststellten.